

Hilflos

und andere Kurzgeschichten

In Einfacher Sprache

Das Mädchen

Die alte Frau sitzt allein im Zimmer.

Sie hält einen Telefon-Hörer in der Hand und lauscht aufmerksam. Aber niemand sagt etwas.

Es ist ganz still.

Geduldig sieht sie zu, wie es draußen dunkel wird.

Es fängt an zu schneien, die ersten Flocken fallen sanft vom Himmel.

Sie wartet.

„Es ist in Ordnung, wenn du noch nicht reden magst. Ich habe Zeit. Du kannst mir auch später erzählen, warum du anrufst.“

Die alte Frau arbeitet für die Telefon-Seelsorge.

Sie weiß, dass das Mädchen am Telefon Angst hat.

Aber das Mädchen antwortet nicht.

Man hört nur das Ticken der Uhr auf dem Schreibtisch.

Nach einer Weile schlägt die alte Frau vor:

„Du kannst gerne später noch einmal anrufen. Oder an einem anderen Tag. Ich merke, dass du jetzt nicht reden magst. Oder soll ich noch warten?“

Jetzt hört sie das Mädchen leise weinen.

„Bitte warte“, flüstert es kaum hörbar. Schluchzen.

Das Mädchen weint immer heftiger. Verzweifelt.

Die alte Frau richtet sich auf. Sie macht sich Sorgen.

Behutsam spricht sie zu dem Mädchen, um es zu beruhigen.

Es dauert lange, bis das Mädchen anfängt zu reden.

„Er macht es immer wieder. Es tut so weh.

Er schließt mich ein. Wenn meine Mama fort ist.

Dann kommt er und tut mir weh. Und ich kann nicht weg.“ Ganz dünn ist die Stimme. Hilflos klingt sie.

Und so jung. „Kann ich dir das sagen und glaubst du mir?“

„Natürlich glaube ich dir“, sagt die alte Frau mit fester Stimme. „Es ist gut, dass du mir das erzählst. Kennst du noch jemanden, mit dem du darüber sprechen kannst?“

Das Mädchen weint jetzt wieder. „Ich traue mich nicht! Er sagt, ich bin selber schuld. Und dass meine Mama mir nicht glaubt, sagt er. Ich hab solche Angst!“

Die alte Frau hat auch Angst. Sie muss dem Mädchen unbedingt helfen. Angestrengt denkt sie nach.

Dann fragt sie: „Hast du jemanden, den du besonders gerne magst?“

„Meine Lehrerin“, antwortet das Mädchen sofort.

„Sie ist nett und hat immer Zeit für uns.“

„Dann erzähle deiner Lehrerin alles. Sie wird dir helfen.“

„Aber ich hab Angst“, schluchzt das Mädchen.

„Oh, du bist sehr mutig“, sagt die alte Frau.

„Du hast hier angerufen und mit mir gesprochen.
Das ist mutig. Du bist auch mutig genug, mit deiner
Lehrerin zu sprechen.“

„Und wenn nicht?“ Die Stimme des Mädchens
zittert.

Die alte Frau lächelt.

„Dann rufst du wieder hier an.

Du kannst immer mit mir sprechen. Wenn du Angst
hast, oder wenn du Hilfe brauchst. Aber ich glaube
ganz sicher, dass du das schaffst.

Du bist mutig genug.“

„Danke“, sagt das Mädchen noch. Dann klickt es
leise in der Leitung.

Langsam legt die alte Frau den Hörer auf.

Nachdenklich schaut sie aus dem Fenster.

Es ist weiß geworden, draußen.

Es schneit noch immer.

Elisabeth Mercier

Originaltitel „Das Mädchen“

Wie schon einmal

Iba packt seine Sporttasche. Er freut sich aufs Fußballspielen. Auf dem Sportplatz ist nur wichtig, ob man gut Ball spielen kann. Alles andere ist egal. Und genau das ist wichtig für Iba. Denn Iba kommt aus Afrika, aus dem Land Ruanda. Er hat oft Probleme, weil manche Menschen ihn wegen seiner dunklen Hautfarbe nicht mögen. Aber beim Fußball nicht.

Der Weg zum Sportplatz führt durch die Güterstraße. Iba geht dort nicht so gern entlang. Dort sind oft so brutale Jugendliche. Brutal und dumm sind die. Schläger. Die langweilen sich. Die suchen Streit. Iba hat keine Angst vor denen. Aber er mag keine Gewalt.

Gewalt hat Iba in Ruanda genug erlebt. Dort hat es einen furchtbaren Krieg gegeben. Um Macht und um Geld. Blutig und sinnlos. Viele Menschen sind ermordet worden. Auch Ibas Eltern. Deshalb ist Iba von Ruanda nach Deutschland geflohen. Und deshalb mag er keine Gewalt.

Als Iba jetzt durch die Güterstraße geht, sieht er drei von den Schlägern. Sie haben einen Jungen eingekreist, der höchstens 12 Jahre alt ist. Der Junge hat Angst.

„Was ist hier los?“ Iba stellt sich zu der Gruppe. Ruhig und sicher sieht er aus.

Die Schläger-Typen sind überrascht. Doch plötzlich zieht einer ein Messer aus der Hosentasche und hält es dem Jungen an den Hals.

„Da kannst du schauen, wie der Kleine sich gleich vor Angst in die Hosen pisst!“, grinst er Iba an.

Das Messer blitzt auf. Es fühlt sich an wie damals. Wie in Ruanda. Iba erinnert sich an den schrecklichen Tag, als auch er ein Messer am Hals gespürt hat. Als er so alt war wie der kleine Junge hier. Mörder sind gekommen. Sie haben seine Eltern umgebracht. Einfach so. Dann haben sie Iba geschnappt. Aber Ibas Nachbar hat die Mörder aufgehalten. „Lasst mich den Jungen erledigen!“, hat er gesagt und Iba wütend angesehen.

Die Mörder haben gelacht und Iba zu dem Nachbarn geschubst. Dann sind sie weitergezogen. Aber der Nachbar hat Iba nichts getan. Im Gegenteil. Er hat ihn versteckt, bis der Krieg vorbei war. Dann hat der Nachbar dafür gesorgt, dass Iba nach Deutschland kommt. In Sicherheit.

Jetzt schüttelt Iba den Kopf. Er muss die schlimmen Erinnerungen abschütteln.

Dann grinst er den Kerl mit dem Messer an.

„Lass mich mal ran! Ich raube den Jungen schneller aus als ihr gucken könnt! Und wenn er dann zur Polizei geht ... Die Polizei glaubt ihm bestimmt nicht. Sie glauben nicht, dass drei Schläger aus der Güterstraße mit einem Afrikaner gemeinsame

Sache machen.“

Mit schnellen Griffen hat Iba dem weinenden Jungen Geldbeutel und Handy abgenommen. Jetzt fuchtelt er mit dem Handy vor dem Jungen rum.

„Na, soll ich deine Mami anrufen?“ Iba drückt auf den Handytasten rum.

„Oder ein hübsches Foto von dir und deinen Freunden aus der Güterstraße machen?“

Die Schläger-Typen lachen und lassen Iba rumblödeln. Sie freuen sich über die Angst des weinenden Jungen.

Aber dann bleibt ihnen das Lachen im Hals stecken. Ein Polizeiauto kommt mit Blaulicht um die Ecke. Es hält direkt vor der Gruppe.

Iba ist erleichtert. Er hat heimlich die Nummer der Polizei gewählt. So haben die Polizisten alles gehört, was gesprochen wurde. Zum Glück haben die Polizisten verstanden, was los ist. Und zum Glück sind sie so schnell gekommen.

Iba erklärt, was passiert ist. Die drei Schläger müssen mit aufs Polizeirevier.

Erst jetzt merkt Iba, dass seine Beine zittern. Was er gemacht hat, war gefährlich.

Aber er hat dem Jungen geholfen. So wie sein Nachbar damals in Ruanda ihm geholfen hat.

Jasmin Bauer

Originaltitel „Déjà vu“

Der Pokal

Als das mit dem Pokal passierte, waren Ben und ich 13 Jahre alt.

Ben kam aus einer reichen Familie.

Meine Familie war arm.

Bens Familie wohnte in einem vornehmen Haus.

Meine Familie wohnte mit vielen anderen in einer Baracke.

Bens Vater war Fabrik-Direktor. Mein Vater arbeitete auf der Baustelle.

Mein Vater trank nach der Arbeit zu viel Alkohol.

Wenn er betrunken nach Hause kam, verprügelte er mich oft. Einfach so. Ohne Grund.

Bens Vater erlaubte nicht, dass Ben mit uns Kindern aus der Baracke spielte. Er sagte, dass Ben sonst die Schule verlassen muss.

Ben ging auf das Gymnasium. Und Ben wollte auf dem Gymnasium bleiben. Denn er wollte später einmal studieren. Biologe wollte er werden.

Jemand, der sich mit der Natur gut auskennt. Mit Pflanzen und Tieren.

Ben und ich kannten uns vom Fußballspielen. Wir spielten im gleichen Verein. Auch das durfte Bens Vater nicht wissen.

Im Vereinsheim gab es einen Pokal. Er war nicht echt. Aber er sah aus wie der Pokal, den die deutsche Fußball-Mannschaft gewonnen hatte.

Die deutsche Fußball-Mannschaft war nämlich Weltmeister geworden. Und aus Freude darüber hatten die Fußballer von unserem Verein einen ähnlichen Pokal im Vereinsheim aufgestellt. Ben schaute sich diesen Pokal immer an. Am liebsten wollte er den Pokal für sich alleine haben. Er wollte den Pokal bei sich zu Hause haben. Ich redete auf Ben ein, dass das nicht geht. Ich sagte: „Alle im Verein sind stolz auf den Pokal und möchten ihn im Vereinsheim haben.“ Aber Ben hörte gar nicht zu. Ein paar Tage später kam ich auf den Fußballplatz. Die Fußballer standen im Kreis. Sie waren aufgeregt und zornig. Ben lag zwischen ihnen auf dem Boden. Tränen liefen über sein Gesicht. Die Fußballer brüllten Ben an. „Du hast den Pokal gestohlen! Dafür werden wir dich verprügeln!“, drohten sie. Als Ben mich kommen sah, schrie er: „Der hat ihn gestohlen, nicht ich!“ Was sollte ich nun tun? Ich wollte nicht, dass sie Ben verprügeln. Ben war Prügel und Schmerzen nicht gewohnt. Ich dagegen wurde sowieso dauernd von meinem Vater verprügelt. Und Bens Vater würde ihn vom Gymnasium nehmen. Dann konnte Ben kein Biologe werden. Also sagte ich: „Ja, ich habe den Pokal weggenommen!“ Die Fußballer verprügelten mich. Brutal.

Ich dachte aber nur daran, dass Ben gerettet war. Vor
den Prügeln und vor der Wut von seinem Vater.
Nach diesem Tag kam Ben nie wieder zum
Fußballplatz. Ich traf ihn überhaupt nicht mehr.
Viele Jahre später habe ich Ben auf einer Zugfahrt
gesehen. Wir waren längst erwachsen. Ben sah gut
aus. Er hat wohl alles erreicht, was er wollte.
Dann sah er mich an. Erkannte mich.
Und drehte sich weg. Ganz schnell.

Anja Schulz

Originaltitel „Der Pokal“

Die Göre

Ich sitze im Zug nach Hause. Ich bin müde, will nur meine Ruhe haben.

Da setzt sie sich zu mir: das Mädchen aus dem Wohnblock gegenüber. Sie ist klein, mager, hässlich.

Ich mag sie nicht. Obwohl ich sie eigentlich gar nicht kenne. Ich weiß nicht einmal, wie sie heißt.

Deshalb nenne ich sie in Gedanken auch nur: die Göre.

Die Göre starrt mein Bein an, weil es voller Narben ist.

„Wie ist das passiert?“, fragt sie neugierig.

„Moped-Unfall“, sage ich nur. Ich mag nicht darüber reden. Ich kann mein Bein nicht mehr richtig gebrauchen. Das ist schlimm genug.

Jetzt zeigt die Göre auf die Tüte, die ich dabei habe.

„Und was hast du da drin?“, will sie wissen.

„Eine neue Hose. Und ein weißes Hemd.“

Ich habe morgen ein Bewerbungs-Gespräch für eine Lehrstelle“, erzähle ich.

Natürlich weiß die Göre nicht, wie wichtig das Bewerbungs-Gespräch für mich ist. An so viele Betriebe habe ich Briefe geschickt und nach einer Lehrstelle gefragt. Nur diese eine Antwort habe ich bekommen. Deshalb möchte ich morgen ordentlich aussehen. Auch wenn meine Mutter und ich jetzt sehr sparen müssen.

Die neue Kleidung hat viel Geld gekostet.
Der Zug fährt in einen Bahnhof. Menschen steigen ein und aus. Dann fährt der Zug weiter.
Jetzt höre ich Stimmen. Ich erkenne diese Stimmen wieder.
Oh Gott! Bitte nicht!
Das sind die zwei Kerle, die mir vor einigen Tagen die Schultasche weggenommen haben. „Krüppel“ haben sie mich genannt und mich beschimpft.
Jetzt setzen die beiden Kerle sich zu uns. Sie fangen an, mich zu schlagen. Ohne Grund.
Nur, weil ich mich nicht wehren kann. Sie schlagen und treten mich.
Die Göre schreit vor Angst und läuft davon.
Und dann werde ich ohnmächtig von den Schlägen.
Als ich wieder zu mir komme, sind die beiden Kerle verschwunden. Aber – meine Tüte mit den neuen Sachen ist auch weg! Ich suche im ganzen Zugabteil danach. Überall. Unter den Sitzen, in den Gepäcknetzen, überall. Die Tüte ist weg.
Nur die Schultasche von der Göre steht noch da. Sie hat sie beim Davonlaufen vergessen.
Ich nehme die Tasche und steige aus. Humple nach Hause. Alles tut mir weh. Aber viel schlimmer ist, dass meine neuen Sachen weg sind.
Wie soll ich das bloß meiner Mutter erklären?
Ich komme in unsere Straße. Und da sehe ich sie – die Göre.

Sie sitzt auf der Treppe vor dem Haus, in dem ich wohne. Sie schaut den Nachbarsjungen beim Ballspielen zu.

Sie wartet auf mich.

Und dabei hält sie meine Tüte umklammert.

Ganz fest.

Melanie Winter

Originaltitel „Die Göre“